

Nr. 141. Bromberg, den 22. Juni 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In diesen hellen Lichtkreis trat nun der Bayer mit dem zaghaften Mädchen. — Eine dünne Stimme fragte:

„Ist da wer? Sascha, bist du es —?"

„Ah na, ich bins nur, der Wastel."

„Einen Augenblick, ich mache gleich Licht." Einige Sekunden später trat die Frau mit einer brennenden Kerze ein, stellte sie auf einen Stuhl und entzündete die Hängelampe.

Jetzt konnte Josepha die Besitzerin der Stimme, denn nur diese schien es zu sein, erkennen.

Eine schlanke, rassige Erscheinung, mit pechschwarzem Haar und schimmernden Augen.

„Aber wen bringen Sie mir denn da?"

Auch ihre Aussprache hatte einen eigenartigen Akzent, wie er nur den Russen anhaftet.

„Dös ist halt die Josepha Collina aus Pontresina, sie ist Wäscherin in der Brauerei vom Vater, sucht a Zimmer, und ich bring sie zu Ihnen, weil ich weiß, daß Sie, Frau Sonja Petrowna, eins vermieten wollen."

Blitzschnell überlegte die Russin. Wastel, der Sohn des Brauers, kam selbst, also hatte das etwas zu bedeuten. — Schien eine neue Liebe von ihm zu sein. Paßte herrlich, so konnte sie sich dem Sohn des Arbeitsgebers erkenntlich zeigen.

„Aber sehr gerne —, wenn das Fräulein damit zufrieden ist. Kommen Sie mit mir, ich will es Ihnen gleich zeigen. Warten Sie, Herr Wastel Schindhammer, mein Mann muß auch gleich kommen."

Sie winkte Josepha, und beide verließen, die Frau die brennende Kerze in der Hand, denn Raum.

„Ihre Kammer, denn etwas anderes ist es halt nicht, liegt eine Treppe höher. Ich verlange auch nicht viel dafür, nur muß man jetzt in der schweren Zeit jeden Groschen mitnehmen."

Sie gingen die Stufen hinan, behutsam öffnete die Russin eine kleine Tür und schlüpfte hinein. Dort entzündete sie mit ihrer Kerze ein Licht, das auf dem Nachttisch stand, dann hob sie ihren Arm mit dem brennenden Licht und zeigt durch das Zimmer.

„Viel steht nicht drin, aber behaglich ist es doch. Leider führt das Fenster auf einen häßlichen Hof, aber Sie werden sich ja doch nur des Nachts im Zimmer aufhalten. Wie ich gesehen habe, haben Sie Ihre Sachen gleich mitgebracht, das ist doch Ihr Koffer, den Herr Schindhammer in den Händen trug?"

„Ja, der Koffer gehört mir."

Nun wurde der Preis ausgemacht, die Frau fragte noch allerhand, dann drehte sie sich um und wollte den Raum wieder verlassen.

„Kommen Sie noch einmal mit hinunter? Oder soll ich Ihne die Sachen heraufschicken?"

„Wenn ich mich gleich hinlegen könnte, wäre es mir sehr lieb, ich bin von dem vielen Laufen todmüde."

„Also gut, dann lassen Sie sich in der ersten Nacht etwas Schönes träumen."

„Grüßen S' bitte, Herrn Wastel Schindhammer noch von mir, ich laß ihm danken, und bin morgen früh pünktlich in der Brauerei."

10.

Langsam schlich Jospha die Treppen nach oben. Das kleine Zimmer besaß einen Ofen, von dem eine angenehme Wärme ausging, die gute Frau hatte auch daran gedacht, um es ihr behaglich zu machen. Josepha zog einen fadendünnen Vorhang vor das Fenster, noch einen raschen Blick warf sie auf den pechschwarzen Hof mit all seinem Gerümpel.

Ganz langsam streifte sie das Gewand ab, hing alles wieder fein sauber in den Schrank, dann löste sie die Nadeln aus ihrem schwarzen Haar. Wo waren ihre roten Wangen geblieben? Ohne eine Spur von Farbe, schneeweiß, glich ihr Gesicht dem einer Toten.

Sie betrachtete ihre schmal gewordene Gestalt, dann schlich sie sich in das Bett, zog die Decke weit über ihren Kopf. Stechend und scharf schmerzte ihr das Herz, ein Stöhnen und Jammern drang aus Josephas Brust, sie biß in die Kissen, um das laute Schluchzen zu vertuschen, und sie weinte, weinte allen Jammer aus ihrer Brust, alle Sehnsucht nach Xaver, die durch die schmerzlich süßen Worte des Taigaliedes doppelt in ihr erwacht war.

In der Nacht fuhr Josepha aus dem Schlaf. Sie wußte selbst nicht, was sie erschreckt hatte, auch nicht, wie spät es war, hatte das Gefühl, bereits einige Stunden geschlafen zu haben. Unwillkürlich hatte sie sich im Bett aufgesetzt und lauschte. Es war ihr, als schlürften immerfort leise Tritte über den Hof, als wäre es auch im Hause lebendig, als knarrten die Treppen unter vielen Tritten.

Vergebens machte sie sich klar, daß es für sie ja vollkommen gleichgültig war, was im Hause geschah, sie hatte Angst vor irgend etwas Unheimlichem, einem Schrecknis, einer Gefahr. Endlich stand sie auf und trat an das Fenster, verbarg sich hinter dem Vorhang und schaute vorsichtig hinaus.

Es war alles still, nirgends Licht, nichts, gar nichts! Dann aber — drei Männer, Josepha glaubte, Russenkittel zu erkennen. Die Männer kamen von hinten, wahrscheinlich durch einen Nebeneingang, gingen ganz leise über den Hof und verschwanden ebenso leise in der großen Remise, die dessen eine Seitenwand fast gänzlich einnahm. Jetzt kamen wieder zwei, diesmal durch die Vordertür — wieder ein paar — immer gingen die Leute fast wie auf Zehen, sprachen kein Wort miteinander und verschwanden in der Remise.

Eigentlich verstand Josepha nicht, warum sie das aufregte, und — jetzt hörte sie unten in der Wohnung der Mischkins wieder den Ton der Balalaika, zu der diesmal ein Mann mit kräftiger, warmer Baßstimme ein russisches Lied sang.

Dieser Gesang beruhigte sie, er war ihr ein Beweis, daß Mischkins noch auf waren, also sicher von den vielen Menschen auf dem Hof wußten und — wenn die ruhig sangen, dann konnte sie schlafen.

*

Als sie am Morgen zu Sonja Petrowna ins Zimmer trat — Sascha war schon gegangen, und Josepha empfand es als Feinfühligkeit, daß er sie nicht veranlaßte, wieder mit ihm zusammen in die Fabrik zu kommen — fragte sie die Russin:

„Was waren das nur für viele Menschen, die in der Nacht auf den Hof kamen und in der Remise verschwanden?"

Sonja stand mit abgewandtem Gesicht und goß Kaffee ein.

„Sind Sie gestört worden? Das ist so eine Religionsgesellschaft, so eine Sekte. Ich weiß selbst nicht recht was. Sie haben wohl in der Remise ihren Betsaal und kommen in jeder Woche einmal zusammen."

„So spät in der Nacht?"

„Vielleicht ist das Vorschrift bei ihnen. Ich weiß nicht, und wir haben uns längst daran gewöhnt und merken es gar nicht mehr. Uns gehört das Haus ja nicht, und — es ist eben jeder Winkel an irgend jemand vermietet."

*

Wastel hatte auch in dieser Nacht Dienst. Trotz der zwölf Stunden am Tage! Der Sudmeister konnte, ebenso wie der Mälzmeister, keine bestimmten Arbeitsstunden einhalten, wenn er es mit seiner Verantwortung ernst nahm. Der chemische Prozeß, der langsam aus Wasser, Gerste und allen möglichen Dingen erst Würze, dann Bier entstehen läßt richtet sich nicht nach Arbeitsstunden.

Wastel hatte schnell in der Kantine gegessen, zwei Stunden geruht, nun war er schon wieder frischauf. Es war ja immer so: Eine schwere Zeit rastloser Arbeit, dann ein paar Tage Ruhe. Die Brauknechte von der Nachtschicht saßen in einer kleinen Kammer neben dem Sudhause und spielten Karten. Es gab nicht andauernd zu tun, nur wenn der Sudmeister das Signal gab, dann galt es, eilig einen Kessel leerzupumpen oder die Maischmasse durchzurühren. Es war dämmerig in dem großen Sudhause. Nur an den Pfannen waren kleine Glühbirnen, die zum Ablesen der Thermometer genügten. Von draußen kam durch die nur mit hölzernen Gitterbrettern verschlossenen Fenster ein schwaches Licht von der großen Bogenlampe auf dem Hofe herein.

Sudmeister Wastel Schindhammer ging, die Hände in den Hosentaschen, von der Wichtigkeit seiner Aufgabe voll überzeugt, ein kleines Lied vor sich hinträllernd, auf der oberen Galerie auf und nieder. Zufrieden war er mit sich, daß der Vater ihm durch seine Stellung als Braumeister den Weg geebnet hatte. Ja! Bier trinken, das kann halt jeder, aber eins brauen? Was weiß da der Trinker davon, daß es zuerst auf das Wasser ankommt, daß man kein richtiges Münchner in Dresden und kein Berliner Weißbier in München braunen kann und daß selbst in München eben nur das Wasser des Mangfallflüßchens für das Münchner Bier das geeignetste ist! Mit der Mälzerei hatte der Wastel jetzt nichts mehr zu tun, brauchte sich nicht darum zu kümmern, wie die Gerste geweicht, zum Keimen gebracht und gedarrt wird, wie unter Zusatz von Karamel das Malzschrot gebräunt wird.

Aber dann — dann kam der Sud! In langen Reihen — alle die Pfannen, die hatte er beschickt! Da wurde das Malz mit Wasser zur Dickmaische angerührt, immer wieder mit heißem Wasser der Brei „angeschwärzt", in anderen Bottichen die Bierwürze durch kupferne Siebe getrieben. Dann galt es, den Hopfen, der wiederum besonders behandelt war, zuzusetzen weil er dem Bier seine Bitterkeit gibt und dafür sorgt, daß es sich besser hält. Alles muß auf die Minute berechnet und beobachtet sein. Ein bis vier Stunden, je nach der Art des Bieres, kocht der Maischbrei mit dem Hopfen.

Und immer wieder geht der Wastel von Kessel zu Kessel, prüft hier die Wärme, läßt dort die großen Rührkreuze gehen oder die Treber auflockern und ausschöpfen, prüft mit dem Saccharimeter die Stärke der Würze. Dann ein Klingelzeichen — die Brauknechte kommen herein, pumpen eine große Braupfanne in das kupferne Kühlschiff. Ganz plötzlich ist auch der Braumeister gekommen. Vater und Sohn stehen zusammen und sehen auf den braunen Biersee in der flachen, mächtigen Schale. Vorläufig ist's nur ein ganz unvollkommenes Urteil, als sie ein Probeglas vollschöpfen, gegen das Licht halten, kosten. Es ist ein noch unfertiger, süßer Trank und kein Bier, aber — es ist wenigstens klar. Rasch sinken die Eiweißflocken zu Boden. — —

Von Pfanne zu Pfanne schritt Wastel, hatte gar keine Zeit, etwa müde zu werden, prüfte den „Bruch" im Glase, das Klarwerden der Flüssigkeit, hatte dann wieder dreiviertel Stunde Ruhe, um das Läutern eines frisch ausgepumpten Bottichs abzuwarten. Bald war es kühl durch den Nachtwind, der durch die Fenstergitter wehte, bald wieder heiß und dunstig, wenn eine Pfanne ausgepumpt oder der kochende Treberschlamm ausgeschöpft wurde.

Ein riesenhaftes chemisches Laboratorium war das Sudhaus, und der Wastel der Alchimist, der die Verantwortung trug. Wehe, wenn nur einmal etwas versäumt wurde, ein Bottich nicht gut gescheuert war! Schon wurde das Bier sauer, und Tausende waren verloren. Während die Kühlschlangen wieder eine Pfanne auskühlten, stand Wastel an einem der Fenster, hatte ein Glas Bier in der Hand und sah in die Nacht.

Sein muskelstarker Körper dehnte sich, und behaglich knurrte er: „Ach, dös tut gut!"

Warum aber sein immer frisches Gesicht so freudig glänzte, hatte eine ganz andere Bedeutung. Dieser Schein des Glücks galt der Josepha. Das war ein guter Gedanke von ihm gewesen, dem Vater einzublasen, daß er sie in das Sudhaus hineinsteckte. Da hatte er sie immer um sich und konnte sie beobachten. Auch, daß Wastel Josepha zu den Russen gebracht hatte, war ein guter Griff. Dort war sie versorgt, und er konnte sie unauffällig besuchen. Dieser Mischkin war ihm zu großem Dank verpflichtet, hatte er es doch nur Wastel zu verdanken, daß er, ein fremder, stellungsloser Russe, in der Brauerei angestellt wurde. Sie hatten hier in München Arbeitslose genug, und Wastel wußte selbst nicht, warum, aber der so verhungert aussehende Kerl tat ihm in der Seele leid. Nun war er schon fast ein halbes Jahr beim Vater tätig, und der war sehr zufrieden mit dem immer willigen, stillen Menschen.

Sein Sepherl! — Denn nicht lange würde es dauern, und sie gehörte ihm. Aber bei diesem Gedanken dachte er nicht an eine leichte Liebschaft, so ganz anders erging es ihm, als bei den Dirndeln, die er geliebt hatte. — Diesmal war es ein ganz anderes Gefühl. Wenn er an sie dachte, wurde ihm bald heiß, bald kalt, nie mehr hätte er gewagt, sie mit seinen Küssen zu überrumpeln. Als Josepha gestern seine Hand drückte, war es ihm, als jage ein heißer Feuerstrom durch seinen Körper, noch nie hatte Wastel so etwas empfunden. Ein unendliches Glücksgefühl und Trauer zu gleicher Zeit.

Überhaupt ertappte er sich dabei, daß er ganz plötzlich von seiner Arbeit aufschaute und vor sich hinstarrte, daß er, der sonst wie ein Murmeltier schlief, sich in seinem Bette wälzte und beim Mittag vom Vater einen Rippenstoß erhielt, daß er essen und nicht vor sich hinstarren solle. Es ging etwas mit ihm vor, etwas, was dem schwerfälligen Menschen ein Rätsel erschien. Er kannte noch nicht die Wonne, den Schmerz und den Jammer, den eine tiefe Liebe bereiten konnte. Sein gesunder Körper, sein freier Geist wehrten sich gegen die umstrickenden Gefühle dieser Liebe zu dem fremden Mädchen.

Wie war es möglich, daß ein so kerniger, gesunder Bub, wie er einer war, ein Zittern in den Knien empfand, wenn er das Mädchen sah? Er ärgerte sich höllisch, wenn er fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg, wenn Josepha ihn mit ihren Nixenaugen ansah. Denn Nixenaugen hatte sie, ganz verteixelt schöne Augen, und dös Göscherl, dös Naserl, sie hatte ihn, den Wastel, doch nicht etwa gar verhext? Wastel stand jetzt kerzengerade aufgerichtet und sah fast blöde aus mit seinen verwilderten Haaren, seinem offenen Mund. — Er wollte auf der Hut sein, noch nie hatte seinem armen Schädel ein Weibsbild so viel Kopfzerbrechen gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Adler in Sicht.

Von Hans Wolfgang Behm.

Inmitten der Zinnen des bayerischen Hochgebirges wird uns ein köstlicher Anblick zuteil. Hoch im Blau des Himmels schwebt ein gewaltiger Raubvogel, aus dessen Flugbild wir ohne weiteres einen Steinadler erkennen. Wie ein gerade abgeschnittenes Brett erscheinen die übereinander gedeckten Schwanzfedern. Ohne einen Flügelschlag schwebt das stattliche Tier, das Sinnbild der Kraft und Stärke, dahin und holt, gegen den Wind drehend, eine geringe Senkung durch erneutes Steigen wieder ein. Fast eine halbe Stunde kreist das mächtige Tier über uns. Plötzlich legt es seine Flügel an und saust mit weitvorgestreckten, geöffneten Fängen schief hinab ins Tal, um ein von der Höhe erspähtes Opfer zu erbeuten.

Beutetiere des Steinadlers sind fast sämtliche Kleintiere. Nur schnelle Singvögel und Schwalben sind vor seinen scharf bekrallten Klauen sicher. An Raubvögel wagt er sich nicht so schnell. Bisweilen greift er von Hunger getrieben auch größere Tiere an. Einem Fuchs beispielsweise schlägt er zunächst einen Fang um den Kopf, um ihn als gefährlichen Gegner zu blenden und zu entwaffnen. Er verschmäht weder den stachligen Igel, noch scheut er sich vor der harten Schale der Schildkröte. Ein erbeuteter Vogel wird vor dem Verzehren oberflächlich gerupft. Sodann wird der Hals zertrümmert und das Tier vom Halse an nach und nach aufgefressen. Dies geschieht ohne die bekannte Gier des Geiers. Bis auf die mit Unrat gefüllten Därme wird alles verspeist, auch die zertrümmerten Knochen. Beim Verzehren der Beute sichtet der Adler äußerst vorsichtig. Nach vollendeter Mahlzeit wird der Schnabel sorgfältig geputzt. Etwa in Zwischenräumen von sechs Tagen werden die bei der Nahrung mit aufgenommenen Haare und Federn als klumpiges Gewölle ausgespieen.

Nach seinem morgendlichen Raubzuge ruht der Adler in der Nähe des Horstes aus. Doch unablässig späht das nußbraune Auge umher. Prächtig rostbraungelb glänzen Nacken und Hinterhals, während kastanienbraune Hosen, weiße Unterschwanzfedern mit weiß und schwarz getünchtem Schwanze sich vorteilhaft gegeneinander abheben. Nach beendeter Mittagsruhe fliegt das Tier zur Tränke. Sodann wird nochmals gejagt, und, sofern ein Paar zusammenlebt, stets gemeinschaftlich. Nach dem Verlassen des Horstes streift das Paar anfänglich die Talmulde in einigen Kreuz- und Querzügen ab. Ein Tier folgt dem anderen in gleicher Höhe, so daß ein vom ersten Adler aufgescheuchtes Beutetier sicherlich unter den Krallen des ihm folgenden sein Leben lassen muß. Meistens wird es dann gemeinschaftlich verzehrt. Nach diesen Flügen im Tal schrauben sich die Tiere weiter in die Höhe und streichen weithin längs der Gebirgszüge. Heute ist der Steinadler bei uns nur noch auf einen verhältnismäßig kleinen Teil des bayerischen Hochgebirges verbreitet, und da auch nur in wenigen Exemplaren. Auch in den Alpen, den Karpathen, den Siebenbürger Alpen und in Teilen Ungarns ist sein sonst häufiges Vorkommen zurückgegangen, ebenso in der Schweiz und Westeuropa, während er in Groß-Britannien überhaupt nur noch als Strichvogel erscheint. Weit verbreitet ist das Tier dagegen in den Gebirgen Mittelasiens, vereinzelt wiederum in Nordafrika. Gegen Abend vergnügt sich das Adlerpaar meist hoch in den Lüften, um dann mit Einbruch der Dämmerung höchst vorsichtig und ohne viel Geschrei einen Schlafplatz zu wählen.

Woselbst der Steinadler Brutvogel ist, wird der Horst an einer möglichst unersteiglichen Felswand angelegt, dagegen seltener im Wipfel eines hohen Baumes. Eine mit Flechtwerk und dünnen Reisern ausgekleidete Mulde liegt im Horste eingebettet. Schon im zeitigen Frühjahr ruhen zwei rundliche Eier darin. Ihre Schale ist ziemlich rauh und auf grünlichem Grunde bräunlich gefleckt. Jüngere Weibchen sollen nur ein einziges Ei legen, ältere zwei, wovon dann stets das eine weit weniger gefleckt ist als das andere. Nach etwa fünfwöchiger Bebrütung entschlüpfen die mit grünlich weißem Wollflaum bedeckten Jungen. Besonders das Weibchen ist zärtlich um sie besorgt. Gemeinschaftlich mit dem Männchen schleppt es reiche Beute herbei. Täglich bereitet es den Kleinen ein sauberes Lager, holt frisches Reis herbei und entfernt die beschmutzten Zweige. Die in den ersten Tagen sehr hilflosen Jungen werden ständig geätzt. Fast regungslos stehen sie auf ihren Fußwurzeln und wackeln nur mit dem Kopfe ab und zu hin und her. Allmählich werden sie lebhafter, schlagen die kleinen, stummelhaften Flügel auf und nieder oder bearbeiten mit dem verhältnismäßig kräftigen Schnabel ihr Gefieder. Schon nehmen sie von den Eltern klein zerlegte Beutestücke selbst zu sich. Schließlich schleppen die Eltern frische Beutestücke an den Horst und überlassen den Jungen das ganze Geschäft des Zerkleinerns und Fressens.

Nach einigen Wochen eilen die Jungen bereits häufiger an den Rand des Nestes, trippeln aufgeregt hin und her, und schauen den fortfliegenden Eltern nach. Bald wird ein erster noch ungeschickt verlaufender Flugversuch unternommen. Schon bevor die Jungen ganz flugfähig waren, hatten sie die Eltern oft tagelang allein gelassen, um sie offenbar an Selbständigkeit zu gewöhnen. Häufig entschlüpft nur ein Junges dem Ei. Gegen Ende der Brutzeit gleicht der Adlerhorst einer wenig angenehmen Stätte. Ein wahres Leichenfeld von Knochen, Schädeln, Schnäbeln und blutgetränkten Federn liegt umher. Sofern es der Wildreichtum der Gegend gestattet, wird mit Zähigkeit an einem einmal erwählten Gebiete festgehalten.

Junge Adler streifen jahrelang umher, bevor sie seßhaft werden, und durchmessen hierbei oft ungeheure Länderstrecken. Bei guter Pflege halten jung eingefangene Steinadler in der Gefangenschaft sehr gut aus. Sie werden äußerst zahm und befreunden sich bald mit ihrem Pfleger. Doch ein Adler in der Gefangenschaft hat immer etwas Bedrückendes an sich. Das Tier ist die Verkörperung der Freiheit und nicht des Gefangenenlebens. Schon unzählige Male ist es gesagt worden, daß sein herrlicher Schwebeflug ebenso zum Bilde der Schroffen und Zacken des schneebedeckten Hochgebirges gehört, wie der heisere Schrei der Möve zum wogenumbrandeten Seestrand, wie das trillernde Lerchenlied zur lachenden Ackerflur, wie der schwatzende Star und das knicksende Rotschwänzchen zum Bauerngehöft. Noch ist es Zeit, daß wir die letzten Adler unseres engeren Heimatlandes schonen, mögen sie auch dann und wann dem Menschen zum Schaden gereichen.

Der Postkarten-Liebhaber.

Der Traum unserer Großmütter küßte nur berufsmäßig.

Wer kennt sie nicht noch, die Kitschpostkarten aus dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, auf denen das romantische Liebespaar in den sinnigsten Posen dargestellt war? Gab es doch vor dreißig Jahren kein Papiergeschäft, an dessen Schaufenster nicht einige Serien dieser beliebten Liebes-Postkarten ausgehangen hätten, die von Backfischen gesammelt und von allen angehenden Liebespaaren ausgetauscht wurden. Was ist nun eigentlich aus dem Urbild jener Kitschpostkarten geworden, aus dem beliebten Liebespaar, das die Menschenherzen begeisterte, das innig umschlungen auf steinernen Gartenbänken saß und im Mondschein träumte oder rosenumrankt in einer paradiesischen Landschaft zärtliche Küsse tauschte?

Kürzlich ist es einem rührigen Journalisten gelungen, den Mann ausfindig zu machen, der alle Backfischherzen seiner Zeit brach und der als der ideale Postkarten-Held fast in der ganzen Welt berühmt war. Dieser Mann steht heute hinter dem Ladentisch eines gutgehenden Delikatessengeschäftes in Budapest, das er sich aus Einnahmen seines jahrelangen Modellstehens angeschafft hat. Der berühmte Liebhaber, heute schlicht ein Herr Weiß und Inhaber seines Delikatessengeschäfts, erzählt noch oft und gern aus den Jahren seiner glanzvollen Karriere. „Ja, wir waren ein berühmtes Liebespaar", sagt er, „unsere gefühlvollen Posen wurden, möchte ich fast sagen, vorbildlich für alle Liebenden unserer Zeit, unsere Küsse waren „tonangebend" und „bahnbrechend".

„Und was ist eigentlich aus ihrer Partnerin geworden, aus jenem schönen liebenden Mädchen, in das sich wieder die Jünglinge zu verlieben pflegten?" „Mary Homolka", erzählt Herr Weiß, „hat eigentlich eine noch bessere Karriere gemacht als ich. Sie wurde Revuetänzerin und heiratete später den Inhaber eines großen Wiener Restau-

rants. Als seine Gattin steht sie noch heute dem riesigen Küchenbetrieb des Unternehmens vor."

„Wann war es denn eigentlich zuende mit dem Liebespostkarten-Zauber?" „Ja, sehen Sie", erzählt Herr Weiß, der Held aller dieser verflossenen Liebesszenen, „den großen Umschwung brachte der Film. Ehe er kam, waren wir beide die einzigen Idealbilder, für die sich die Menschen begeisterten. Wir wurden von allen großen Fabriken engagiert, die sich mit der Herstellung solcher Postkarten-Serien befaßten. Wir waren außerordentlich begehrt und hatten immer fabelhafte Abschlüsse. Man photographierte uns täglich ein Dutzend mal in den verschiedensten Posen. Wir blickten uns sehnsuchtstief in die Augen, wir küßten uns sanft und schön. Das alles war zuende, als der Film kam. Unsere Karriere war aus in dem Augenblick, als Waldemar Psylander, der erste Filmheld, und Asta Nielsen den Film eroberten. Auf einmal begannen die Menschen, sich für Filmlieblinge anstatt für Postkarten-Helden zu interessieren, und die Fabriken gingen dazu über, lieber massenweise Photographien der Filmgrößen serienweise herauszubringen."

Noch eins möchte man natürlich gern wissen. Haben sich die beiden, die auf tausenden von Postkarten die ideale Liebe darstellten, eigentlich wirklich geliebt? „Wo denken Sie hin", erwidert Herr Weiß lachend. „Nie ist uns der Gedanke gekommen. Das heißt, wir waren beide verliebt, aber nicht in uns. Sie sehen: Mary Homolka ist heute längst glücklich verheiratet und ich bin es ebenfalls. Natürlich Liebe auf Postkarten und ein Delikatessenladen — es ist ein Unterschied. Doch ich glaube, wir können beide mit unserer „Karriere" ganz zufrieden sein..."



Bunte Chronik



Walter Raleigh im D-Zug.

Der englische Gelehrte Professor Walter Raleigh stammt in direkter Linie von dem berühmten Kolonisator Sir Walter Raleigh ab, dem großen Seefahrer und Staatsmann des 16. Jahrhunderts. Eines Tages war der Professor von der Universität Princeton eingeladen worden, hier einige Vorlesungen zu halten. Ein Vertreter der Universität, der den Professor übrigens nicht persönlich kannte, holte den Gast vom Bahnhof ab. Suchend blickte er umher und wandte sich schließlich an einen Fahrgast, der gerade einen Wagen verließ und in dem er den Professor vermutete:

„Habe ich das Vergnügen mit Walter Raleigh?"

Der Fremde sah ihn einen Augenblick erstaunt an, dann schüttelte er den Kopf und antwortete: „Nein, ich bin Christoph Columbus. Walter Raleigh sitzt noch im Raucherabteil mit der Königin Elisabeth."

„Darf ich Ihnen eine Spinne anbieten?"

Der französische Astronom Lalaude, der 1807 in Paris starb, galt viele Jahre lang als ein besonders schrullenhafter Sonderling, bis sich später herausstellte, daß er sich nur ein besonderes Vergnügen daraus gemacht hatte, seine Mitmenschen zum Besten zu halten. Von Lalaude wußte damals jeder Mensch, daß er Spinnen aß, man bedenke: getrocknete Spinnen, die der Gelehrte stets in einer Art Bonbonniere bei sich führte. Oft genug erlebten seine Freunde und Bekannten das unheimliche Schauspiel: In Gesellschaft pflegte Lalaude seine silberne und kunstvoll getriebene Dose aus der Tasche zu ziehen und zu öffnen. Darin lag ein Durcheinander kleiner vertrockneter Knäule. Kreuz und quer sah man dünne Stäbchen, die Spinnenbeine, durcheinanderragen. Lalaude reichte mit verbindlichem Lächeln seine Dose den Gästen hinüber: „Darf ich Ihnen eine Spinne anbieten?" Sich schüttelnd, lehnten alle dies Angebot ab, Lalaude aber steckte gleich darauf mit geniesserischem Lächeln eine Spinne in den Mund, die ihm ausgezeichnet zu munden schien. Jahrelang wahrte der berühmte Mann sein Geheimnis. Erst in späteren Lebensjahren gestand er einmal einer Frau, der Gräfin de Perthuis, daß es ihm unendliches Vergnügen bereite, die Menschen an der Nase herumzuführen. Die gefürchteten getrockneten Spinnen seien nämlich — aus Schokolade, eine exquisite Näscherei, die Bezugsquelle würde er nie und nimmer verraten...

Eine Gasquelle versorgt ganz Budapest.

Eine ausgiebige Erdgasquelle ist bei der kleinen ungarischen Ortschaft Derszentmiklos, etwa 25 Kilometer von Budapest, entdeckt worden. Bereits vor dem Kriege wurden in dieser Gegend Erdgasbohrungen vorgenommen, die allerdings zu keinen wesentlichen Erfolgen führten. Während damals die Bohrungen von privater Seite durchgeführt wurden, hat sich neuerdings die Regierung zu umfassenden Bohrversuchen entschlossen. Dabei ist man plötzlich auf eine Erdgasquelle von besonderer Stärke gestoßen. Es ist ein Gasstrom, der aus einer Tiefe von 280 Metern emporschießt und einen Druck von 20 Atmosphären besitzt. Diese neue Gasquelle zieht nun unzählige Neugierige herbei. Aus Budapest hat eine wahre Völkerwanderung eingesetzt, die das neuentdeckte Wunder sehen will. Leider aber gibt es nicht viel zu sehen, denn das Gebiet um die neue Gasquelle ist in weitem Umkreis abgesperrt worden. Schon heute erzählt man sich Wunderdinge von der Ertragfähigkeit der Erdgasquelle. Ihre Tagesleistung wird auf 50 000 Kubikmeter Gas geschätzt, das heißt, daß diese Quelle allein ausreichen würde, um den Gasbedarf der Stadt Budapest zu decken. Die Regierung verhält sich diesen Verlautbarungen gegenüber sehr zurückhaltend, was um so mehr dazu angetan ist, das Interesse der ungarischen Bevölkerung um die neue Sensation kreisen zu lassen. Aber weit über die Grenzen des Landes hinaus, insbesondere in London, interessiert man sich für den Fund. Da die Bohrungen inzwischen fortgesetzt werden, wird erwartet, daß man noch auf weitere Brunnen stoßen wird.



Rätsel-Ecke

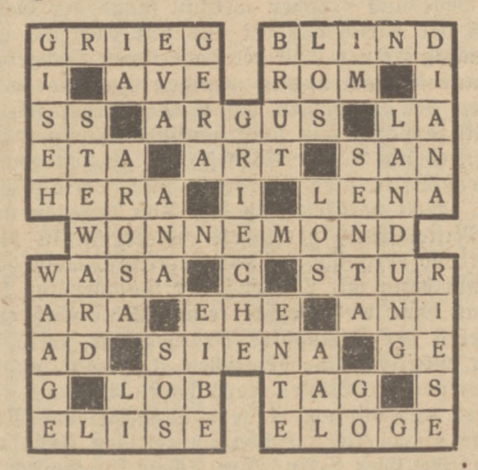


Viereck-Rätsel.

Essenkehrer, Sternenraum, Sonnenstein, Ritterssporn, Sommernacht, Regenschirm, Wasserkanne, Strohpapier, Fensterglas, Bergschacht, Kreuzkirche.

Schreibe diese Wörter in einem Viereck von 11 × 11 Feldern so untereinander, daß von links oben nach rechts unten in schräger Linie ein neues auf den Juni Bezug habendes Wort zustande kommt, mit R beginnend, mit T endend.

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels aus Nr. 136.



*

Besuchskarten-Rätsel:

Konzertsaengerin.

*

Zahlen-Rätsel:

Katze, Kant, Torte, Wolke, Kanzel, kalte Zone = **Waldkonzert.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.